Ein neues Europa.

Von H. H. Von Mellenthin.

Das Europa der friedlichen Arbeit.

Die Koalitionen von der Völkerliga abgelöst. — Mitteleuropa das Herz des Kontinents — Das neue Deutschland in der Einheit und der Freiheit. Die Front der 30 bis 40 Millionen Wähler.

Es soll eine Welt der offenen Türen und ein neues Europa der friedlichen Arbeit werden. An die Stelle der Schaukelpolitik des Gleichgewichts der Mächte soll die durch eine Völkerliga gewährleistete Stabilität der Verhältnisse treten, die europäische Balanzierstange durch den internationalen großen Stock ersetzt werden. Die Geheimdiplomatie der Kanzleien wird verschwinden und das offene Verfahren vor einem Areopag der Nationen eingeführt werden. Die erwartete neue weltgeschichtliche Periode kann nicht anbrechen, bevor nicht Europa neu eingerichtet worden ist. Diese Neueinrichtung muß die unmittelbare Folge des Krieges, dessen Abschluß nunmehr am grünen Tisch festgesetzt werden soll, bilden; denn es ist im Grunde doch ein europäischer Krieg gewesen.

Die Berechtigung der Forderung des Präsidenten Wilson, daß mit dem Prinzip des Gleichgewichts der Mächte als der Grundlage der gesamten europäischen Politik gebrochen werden müsse, liegt darin, daß mit einer solchen Schaukelpolitik auf beiden Seiten die Durchsetzung von Machtansprüchen verfolgt worden ist. Diese Machtpolitik hatte die rein dynastische verdrängt. Auch sie hat an dem Mark der Völker mit den Weltrüstungen gezehrt und den Staatsmännern mit dem Gedanken an Koalitionen böse Träume verursacht: „Le cauchemar des coalitions", wie Graf Schuwalow von Bismarck gesagt hat. Die dynastische Politik hatte ihre äußerste Konsequenz und damit ihre Erledigung auf dem Wiener Kongreß gefunden, die Gleichgewichtspolitik auf dem Berliner Kongreß nach dem russisch-türkischen Kriege Schiffbruch erlitten. Sie hat Europa mit Intriguen und Waffenlärm angefüllt und die großen Explosionen hervorgerufen. Sie hat mit ihren Eifersüchteleien und Machtansprüchen über die Völker das Elend des vierjährigen Krieges heraufbeschworen. Wenn nicht alle dargebrachten Blut- und Gut-Opfer vergebens sein sollen, wenn eine neue weltgeschichtliche Periode heraufgeführt und ein neues Europa eingerichtet werden soll, muß mit dem Prinzip vom europäischen Gleichgewicht als maßgebendem Faktor für die Bestimmung der Beziehungen zwischen den verschiedenen Staaten und als Grundlage für die Ausgestaltung der europäischen Verhältnisse gebrochen werden. Das ist die geschichtliche Erkenntnis, aus welcher heraus Präsident Wilson seine Forderung gestellt hat.

In dieser Artikelserie „Ein neues Europa" ist die geschichtliche Entwicklung, wie sie sich aus den Zuständen Mittel-Europas, sowie aus der Betätigung und dem Widerstreit seiner Kräfte ergeben hat, dargelegt worden. Es ist dieses einmal unter der Erwägung geschehen, daß die Mitte des europäischen Kontinents dessen Herz bildet; und zweitens unter der Berücksichtigung der Tatsache, daß gerade die Entwicklung, wie sie sich heute in Mittel-Europa vollzieht, der Errichtung eines neuen Europas die Pforte öffnet und die Wege bestimmt.

Die Betätigung der dem Kriege als Ziel gesetzten Prinzipien vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, welches staatenbildend wirkt, und von der Weltsicherung des demokratischen Gedankens, welcher die Geister befreit, findet heute ausschließlich in Mittel-Europa statt. Von einer praktischen Ausdehnung des Selbstbestimmungsrechts auch auf die Völker außerhalb Mittel-Europas hat man bis auf den heutigen Augenblick nichts vernommen, und die Demokratisierung hat sich Mittel-Europa als, um einen volkstümlichen Ausdruck, der, wie so oft, den Nagel auf den Kopf trifft, zu gebrauchen, „Versuchskarnickel" ausgesucht. Hinter der großen Besorgnis vor der drohenden Ausbreitung des asiatisch-russischen „Bolschewismus" verbirgt sich das unbehagliche Gefühl anderer Leute, in die Zwangslage der Demokratisierung zu kommen.

Die Demokratisierung, wie sie sich heute in den für die Zustände in Mittel-Europa und deren Entwicklung immer noch maßgebenden Staaten, dem Deutschen Reich, Oesterreich und Ungarn vollzieht, wird einmal vor dem Urteil der Weltgeschichte, welche das Weltgericht bedeutet, als mustergültig bestehen. Die Weltgeschichte wird einmal lächeln über die Poltrone auf der einen und über die Angstmichel auf der anderen Seite, welche glauben oder fürchten, daß derartig lebendige Volkskräfte, welche mitten aus der Katastrophe heraus durch ihre Demokratisierung einem ganzen Kontinent die Grundlage zu einer neuen Einrichtung legen und der Weltentwicklung die Pforte zu einer neuen Betätigungsepoche öffnen, dem Sterben geweiht seien.

Wenn die Idee von der Selbstbestimmung der Völker mit dem Amoklaufen der Nationalitäten-Ansprüche heute noch hier und da über die Stränge schlägt und die Demokratisierung allerlei groteske Seitensprünge unternimmt, so wird man diese Begleiterscheinungen der Entwicklung in das neue Europa hinein als Kinderkrankheiten, wie sie jede Mannwerdung zu überstehen hat, betrachten müssen. Die Wüteriche, weder die des Schlagetods, noch die des allgemeinen Umsturzes, werden nicht imstande sein, der Entwicklung der europäischen Verhältnisse und der Weltlage die Richtlinien zu bestimmen.

Sollten auf der kommenden Friedenskonferenz die Vertreter der Gewaltpolitik die Oberhand erhalten, so würden sie lediglich den radikalsten Gewalten des Umsturzes die Bahn frei machen. Aber auch diese vermöchten nichts anderes zu tun, als den Entwicklungsgang, wie er von dem natürlichen Zwange bestimmt ist, höchstens aufzuhalten. Es handelt sich darum, mit der Vertretung der Prinzipien, deren Proklamierung dem Kriege einen neuen Inhalt gegeben und ihm neue Ziele gesteckt hatten, die politischen Machtgelüste, welche den Krieg mit entzündet haben, vom Friedenstisch fernzuhalten.

* * *

Die Politik des Gleichgewichts der Mächte hat in dem alten Europa die sich stets gerüstet gegenüberstehenden Koalitionen hervorgebracht.

Die Koalitionen, das heißt die Bündnispolitik, haben das alte Europa zugrunde gerichtet. Sie haben neben dem religiösen Motiv und die Völker schwerer belastend als jenes, den dreißigjährigen Krieg beherrscht. Sie haben herübergegriffen auf diesen Kontinent zur Zeit des entscheidenden Ringens zwischen England und Frankreich, um die Suprematie, zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und selbst des Bürgerkrieges. Sie haben die Türkei in Europa geduldet und den Balkanbrand entfacht. Sie haben, mit der Losung: „Mitteleuropa" auf der einen und der Einkreisungspolitik auf der anderen Seite, die Spannung geschaffen, welche zu dem Kriege der letzten vier Jahre geführt hat. Wie ein böser, schwerer Alb hat der „Couchemar des coalitions" auf dem alten Europa gelastet.

Das Uebermaß der Nationalitäten-Ansprüche darf nicht zur Last für das Neue Europa werden. Die Unermeßlichkeit dieser Ansprüche bildet eine größere Gefahr als der Bolschewismus. Ohne die reinliche Scheidung, welche jeder Nationalität ihr Recht konzediert, kann es überhaupt kein Neues Europa geben. Und immer noch bildet Europa den Schwerpunkt der Entwicklung der gesamten Menschheits-Geschichte, denn auch heute noch stellt der alte Kontinent den kulturellen Nabel der Welt dar. Immer noch ist die Kulturentwicklung zentrifugal auf die alte Welt eingestellt.

Darum ist die Entscheidung über die Schicksale Europas entscheidend für die Entwicklung der Weltgeschichte. Und von dem Schicksal der Mitte, in welcher das Herz des Erdteils schlägt und wo dessen Pulsschlag am deutlichsten zu fühlen ist, hängt das Schicksal Europas ab.

Die Koalitions-Politik hat die Gruppierung der Mächte bestimmt. Diese Gruppierung ist vorgenommen von der Geheimdiplomatie. Die Geheimverträge, welche mit ihrer Unwahrheit die europäischen Verhältnisse verpestet haben, sollen abgeschafft werden. Bismarck sagt in seinen „Gedanken und Erinnerungen": „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie „in dem Kampf ums Dasein" auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je dazu zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden; und ebensowenig läßt sich durch einen Vertrag das Maß von Ernst und Kraftaufwand sicherstellen, mit dem die Erfüllung geleistet werden wird, sobald das eigene Interesse des Erfüllenden dem unterschriebenen Text und seiner früheren Auslegung nicht mehr zur Seite stehen."

Aber in der Großen Völkerfamilie und im Weltgetriebe soll es ja nicht mehr einen „Kampf ums Dasein" geben. Die Vertragslüge soll durch die Völkerliga aus dem Völkerleben und den Weltbestrebungen ausgemerzt werden. Auf die Völkerliga soll die Weltgeschichte einen Teil ihrer Funktionen als Weltgericht abtreten. Das stellt den innersten Kern der Proklamation Wilsons dar und gestaltet sie zur weltgeschichtlichen Tat.

Oder ist's nur ein Schauspiel. Es würde nur ein solches sein, es würde das Satyrspiel bilden nach der Völkertragödie, des Krieges der vier Jahre, falls der Frieden, welcher dem Massenmorden und der Massenverhetzung ein Ende machen soll, nicht aufgebaut sein sollte auf dem Prinzip des Rechts und der Gerechtigkeit, falls das Recht der Selbstbestimmung der Völker nur auf eine besondere Gruppe beschränkt würde und die Völkerliga wieder eine Mächtegruppierung darstellen sollte.

Bismarck hat, an einer anderen Stelle seiner „Gedanken und Erinnerungen", von den befreiten Völkern gesagt, daß sie nicht dankbar, sondern anspruchsvoll seien. Der Anspruch, daß die Völker für ihre Befreiung dankbar sein sollten, ist veraltet und verjährt; denn sie müssen sich selbst befreien. Das heißt, sie müssen aus dem eigenen heraus, aus der politischen und geistigen Reife heraus, die Kraft zur Selbstbefreiung schöpfen. Die Völker, welchen das Recht der Selbstbestimmung zur Selbständigkeit geholfen hat, müssen den Anspruch erben und die Pflicht übernehmen, an der Errichtung des Neuen Europas mitzuarbeiten, oder sie werden Parasyten sein. In der Erfüllung solcher Pflicht stellt sich die große Probe dar, welche das Selbstbestimmungsrecht abzulegen hat.

Es steht zu erwarten, daß die Friedens-Entschließungen der Staatskanzleien unter der Erwägung erfolgen werden, daß der Machtgedanke nicht von neuem die Jagd nach uferlosen egoistischen Ideen eröffnen darf. Der Gedanke auch des reinen Nationalitätenprinzips wird Halt machen an dem Punkt, an welchem fremde Nationalitäten in ihr vermeintliches Interessengebiet fallen. Sonst müßten auch die hehrsten Prinzipien zu nichtssagenden Redensarten herabgewürdigt werden, hinter welchen sich der Eroberungswille versteckt, und das Nationalitäten-Prinzip als Phrase zur Verschleierung jener Politik erscheinen.

Das Neue Europa soll Deutschland in der Einheit und in der Freiheit sehen; die volklichen Fremdkörper, welche das alte Reich in sich aufgenommen hatte und die ein Stachel im staatlichen Fleisch geblieben, gegen den nicht gelökt werden konnte, kann der neue deutsche Volksstaat ohne eigene Schädigung abstoßen, falls er dafür die innere Einheit gewinnt. Der Sturz der Dynastien ist gerechtfertigt, fall dadurch ein Hindernis auf dem Wege in die Freiheit fortgeräumt ist.

In einem Stimmungsbild „Wohin geht der Weg?" in der „Kölnischen Zeitung" hieß es kürzlich: „Diese Frage, an der unsere Zukunft hängt, schwebt auf den Lippen aller. Die Antwort darauf kann nur lauten: Zur Ordnung, zum Volksstaat der inneren Freiheit. Es ist tragisch, daß wir an dieses Ziel nicht gelangen können, ohne den Verlust wohlbewährter, wenn auch reformbedürftiger Einrichtungen, daß nicht der Reformweg, sondern der Revolutionsweg eingeschlagen wurde — wir sind auf ihn geschleudert worden wie ein Rad, das sich vom Wagen gelöst, aber das Gleichgewicht behalten hat und nun auf einer schiefen Ebene jagt, erst schwankend, dann ruhiger. Das Ziel muß ein Verebben der wilden Kraft sein, Ruhe und Ordnung. Auf den revolutionären Lauf, den das Schicksalsrad des Deutschen Reichs augenblicklich durchmacht, ist die Einwirkung des russischen Musters unverkennbar, wenn auch die äußere Aehnlichkeit der inneren nicht entspricht."

Den nächsten Weg werden, am 19. Januar, zwischen 30 und 40 Millionen Bürger und Bürgerinnen, Männer und Frauen, des neuen Deutschen Reichs an die Wahlurne wandeln, um dem neuen Haus die Ordnung zu bestimmen. Das ist die neue Heimfront. Die große Mehrheit dieser Millionen wird sich der Nachahmung des russischen Musters entgegenstemmen, und sie wird einen Platz an der Sonne des Neuen Europa heischen.

Den einzelnen deutschen Stämmen soll ihre Eigenart bewahrt bleiben, ihre Vorzüge aber der Allgemeinheit zugute kommen. Nicht länger sollen das Pochen auf die Eigenart und die Bemäckelung der anderen den Hader entfachen.

Das Neue Europa wird befreit werden von der doppelten Moral, eine für den Staat und eine andere für den einzelnen, die für den Staat Machiavelli predigt und für den einzelnen die Bergpredigt als Richtschnur feststellt. Die „ungelöste Dissonanz der zwei Seelen in einer Brust" soll aufgelöst und dem „Racker Staat" die Unartigkeiten abgewöhnt werden.

An der friedlichen Arbeit im Neuen Europa werden alle zur Verfügung stehenden, lebendigen Kräfte herangezogen werden. Was sich politisch bekämpft hat und volklich geschieden ist, soll sich auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Wohlfahrt für alle versöhnen und zusammenschließen.

Der bekannte Münchener Essayist Heinrich Mann hat in einer Ansprache im Politischen Rat geistiger Arbeiter Münchens gesagt: „Unser Deutschland werde so gerecht, frei und wahr, wie einige von uns es sogar in seinen dunkelsten Tagen verlangt und erstrebt haben — bestärkt in ihrem Glauben an die Zukunft des deutschen Geistes durch seine große Vergangenheit. In diesem Lande, komme alles, wie es mag, wird endlich doch der Geist herrschen. Er erobert Deutschland und die Welt: der wirkliche Sieg des Weltkrieges ist nur er. Wer ihm widerstände, wäre verloren. Wer ihn annimmt, ist allen gleichberechtigt und verbrüdert. Unsere Versöhnung mit der Welt wird im Namen der uns endlich wieder mit ihr gemeinsamen ewigen Gedanken geschehen. Wir geistigen Arbeiter wollen es uns verdienen, unter den Ersten zu sein, die Deutschland mit der Welt versöhnen."

Mathias Erzberger hat seinem vortrefflichen Buch „Der Völkerbund". Der Weg zum Weltfrieden" als Motto den Ausspruch von Augustinus an Darius vorgestellt: „Rühmlicher ist es, den Krieg durch Worte zu töten, als Menschen durchs Schwert."

Man wird den Gedanken und, mit Goethes „Faust", das Wort so hoch nicht schätzen können. Man wird an den Anfang, mit der Faustischen Deutung, die Tat setzen müssen.

Auch am Anfang des Neuen Europas wird die Tat stehen. Die tatkräftige und die friedliche Arbeit.. Es wird eine Zeit des friedlichen, tatkräftigen Weltstrebens werden. Und allen Völkern wird das Recht auf solche Arbeit gewährleistet werden müssen.

Schwesterherz.

Novellette von **Hedwig von Puttkamer.**

„Kommst du mit?" — „Wohin?" — „Zum Wildfüttern." — „Natürlich." — „Dann mach' dich schnell fertig. Ich warte mit dem Schlitten hinten am Hammelstall. Zieh dich warm an."

„Na denkst du, ich werde in Lackschuhen kommen?" lachte die fröhliche Stimme aus der Tiefe des Milchkellers zurück.

Die Flinte über der Schulter, beide Hände tief in die Taschen der Jagdjoppe vergraben, schritt Leutnant Hans von Wirsen über den ausgedehnten Wirtschaftshof nach der Schäferei. Die Füchse nickten und scharrten schon vor dem niedrigen Korbschlitten, in dem nur ein deckenbelegter Strohsack als Sitz lag und dessen hinterer Kasten mit Kohlrüben, Heu und Kastanien angefüllt war.

Hans sah sich um. Da kam seine Schwester schon, schlank und behende lief sie quer durch den knirschenden Schnee. Sie sah so frisch und reizend aus, daß er ihr beim Einsteigen einen Kuß stahl. „Frechdachs!" lachte sie.

Die Bahn war wundervoll. Dunkel, in grünblauem Dämmern, stand der Wald vor ihnen und nahm sie bald in seinen Schutz. Sie fuhren eine dickverschneite Schneise entlang. Herta reckte sich freier, nun ihr der Wind nicht mehr den Atem vom Munde schnitt.

„Du, Hans, hier kommen wir nicht durch. Der Schnee liegt zu tief."

„Hast du Angst?" neckte er und stieß mit der Peitsche an einen schwer mit Schnee beladenen Zweig, daß sich die weiße Last in dichtem Stäuben über Herta ergoß. Sie schüttelte sich lachend.

„Ich und Angst? Nicht zu machen! Ich habe ja nicht einmal vor der Armut Angst, die Mütterchen seit Vaters Tod immer so voll Sorge prophezeit."

„Du mußt einen Millionär heiraten, Maus, der die ollen Strohscheunen einreißt und für Mensch und Tier steinerne Paläste hinsetzt."

„Aber nicht ohne Liebe!"

„Ach Quatsch! Liebe vergeht .... Schweinsleder besteht. Ich bin mehr für schweinslederne Börsen mit Inhalt."

„Pfui, Hans, tu nicht so materiell! Du könntest es auch nicht!"

„Aber glatt, sage ich dir! Wenn ich damit die Hypotheken in die Hand bekäme und Betriebskapital zugleich, würde ich morgen am Tage meinen Abschied nehmen und heiraten und mir das Mädel, das die Geldsäcke hat, so nebenbei mal ansehen."

„Schäm' dich, Hans, so etwas auch nur im Scherz zu sagen. Du bist ja gar nicht so leichtsinnig, wie du dich hinstellst. Das Leben ist denn doch zu lang und zu kostbar, um es so nur für Geld wegzuwerfen."

„Gut gebrüllt, Löwe," spottete er und wollte sorglos dabei aussehen.

Doch sie kannte ihn gut und liebte ihn mit seinen liebenswürdigen Schwächen als den einzigen Bruder nur um so herzlicher. Sie spürte irgendeine Heimlichkeit heraus, die er sich noch nicht zu sagen getraute und die ihn, der ganz ebenso wie sie mit allen Lebensfasern an ihrem alten Berentin hing, vielleicht zu einem vorschnellen Schritt bringen konnte. Wenn sie ihm doch helfen könnte! Sie brauchte für sich fast nichts von ihrem geringen Taschengelde. Aber das war es diesmal wohl kaum, sein Gesicht sah ernst und verschlossen aus, sie mochte nicht eher fragen, als bis er selber es an der Zeit finden würde.

Schweigend und in trübe Gedanken verloren, die wenig zu dem strahlend hellen Wintertag mit seinem Glitzern und Funkeln passen wollten, saßen die Geschwister nebeneinander. Hans schwippte mit der Peitsche, die Füchse dampften.

„Da hinten wird es besser," sagte er, voraus deutend.

„Ich glaube, wir hätten den Umweg, den die Straße macht, längst eingeholt", meinte sie. Ihr taten die Pferde leid, die nur mühsam vorwärtskamen.

„Schwesterchen trieft ja heute nur so von Weisheit", neckte er. „Ich liebe es nun mal, vom Wege abzuweichen, auf dem sie alle fahren."

„Auch wenn du dabei steckenbleibst .. oder umkippst? . . . Du! Paß auf!"

Er riß an der Leine; es war zu spät. Der Schlitten hob sich über einen dick verschneiten Baumstamm, der quer über dem Weg lag, und ehe sie wußten, wie es geschehen, lagen sie beide, wie aus dem Sack geschüttet, im Schnee. Der Schlitten samt Inhalt an Wildfutter halb auf ihnen, die Zucker zerrten, brachten ihn jedoch nicht hinüber und tanzten seitwärts. Herta bekam einen wahren Lachanfall und lag ganz still, während Hans unter Wettern und Lachen bemüht war, freizukommen. Die Pferde rückten unruhig. Plötzlich schrie sie auf.

„Vorsicht! Die Flinte!" Mit einer Kraft, die er ihr nie zugetraut hätte, stieß sie den Bruder von der Seite, daß er mit dem Kopf wieder in den Schnee fiel, im selben Augenblick krachte ein Schuß.

„Donnerwetter!"

Sie arbeitete sich mit Händen und Füßen heraus. „Du hast wieder nicht gesichert gehabt! Junge, dir passiert noch mal war!" Sie schalt, ganz blaß geworden. „Ich sah, wie du gerade mit dem Fuß dagegenstießest, der Lauf zielte direkt auf deinen Kopf!"

Sie half ihm aufstehen und klopfte an ihm herum. „Alter, leichtsinniger Bengel du!"

Er nahm sie beim Kopf und sah ihr herzlich und tief in die liebvollen und erschreckten Augen.

„Mein altes, liebes Schwesterchen! Schön Dank!"

Sie verstanden sich ohne viel Worte. In einer leichten Scheu vor dem tiefen Gefühl, das sie zwischen sich schwingen fühlten und doch nicht zeigen mochten, begaben sie sich mit Feuereifer daran, den Schlitten aufzurichten und das verstreute Futter wieder einzusammeln. Die frische Arbeit gab ihnen die frohe Laune wieder, und bald glitten sie von neuem der Futterstelle zu, durch den weißen, schweigenden Wald, dessen Stille nach dem Dröhnen des Schusses nur noch eindringlicher und feierlicher war.

Herta dachte später noch einmal an diese Fahrt zurück, über der, trotz aller Fröhlichkeit, doch schon etwas wie Schicksal lag, eine Ahnung von noch Schwererem. Es folgten ernste Monate für sie. Frau von Wirsen war seit dem Tode ihres Mannes wie ein zu schwacher Baum, der seiner Stütze beraubt ist. Sie versuchte, das große Gut mit zwei Inspektoren zu bewirtschaften, doch sie war der Aufgabe ebensowenig gewachsen, wie Herta, deren jugendlicher Eifer ihre mangelnde Erfahrung doch nirgends ersetzen konnte.

Als im Frühjahr die Nachricht kam, daß Hans sich mit der einzigen Tochter einer als sehr reich bekannten Witwe aus seiner Garnison verlobt hatte, bedeutete dies die letzte Freude für die schon lange kränkelnde Mutter. Hans kam, war lustig und voller Hoffnungen und Pläne und scherzte die Verstimmung der Mutter hinweg, weil er es seiner Braut nicht hatte zumuten wollen, gleich an ein Krankenlager zu treten. Auf Hertas stummfragendes Verwundern und heimliches Sorgen, das deutlich aus ihren ernsten Augen sprach, wußte er nichts Besseres zu entgegnen, als ungeschickte, mühsame Ausflüchte, denen sie nicht glaubte.

Auch daß die Hochzeit auf den besonderen Wunsch der Schwiegermutter sehr bald angesetzt ward, verletzte die kranke Frau, die keineswegs die Reise wagen durfte. Herta fuhr schweren Herzens allein und kehrte mit noch trüberen Augen wieder. Doch sie schwieg von dem, was sie zu beobachten geglaubt hatte, und erzählte der Leidenden nur Fröhliches. Kurz darauf taten sich die Mutteraugen zu, ohne die junge Schwiegertochter überhaupt gesehen zu haben, die sich auch weigerte, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

„Ich hasse traurige Menschen", sagte sie zu Hans und reckte sich faul auf dem Ruhebett in ihrem überreich ausgestatteten Schlafzimmer. „Wozu muß ich denn dabei sein? Ich mag keine Leiche sehen! Schon schlimm genug, daß du den Abschied eingereicht hast, ohne mir ein Wort zu sagen. Wir werden lebendig begraben sein! Was soll ich nur den ganzen Tag auf Berentin anfangen?! Kann deine Schwester es nicht allein bewirtschaften?"

„Herta schreibt mir, daß sie eine Stelle als Hausdame angenommen hat und fortgeht, sobald wir einziehen."

„Wie abgeschmackt! Sich als Dienstbote zu vermieten! Bei wem denn?"

Ihrem Manne stieg das Blut zu Kopf, doch er beherrschte sich.

„Bei einer alten Frau Strach, die dicht bei Naumburg eine große Besitzung" . . .

„. . . und einen heiratsfähigen Sohn hat! Ah, ich verstehe."

„Deine Kombinationen kannst du dir sparen. Uebrigens, woher kennst du" . .

Frau Lilis Laune sank sichtlich unter den Gefrierpunkt.

„Ach, laß mich in Ruhe. Ich habe den Namen irgendwo gehört."

Hans fragte nicht weiter. Da war so vieles, was ihm in dem Reise- und Wanderleben, das die Mutter seiner Frau mit der einzigen Tochter geführt hatte, fremd geblieben war. Im Grunde war es ihm fast gleichgültig. Er hatte sich das alles so viel leichter und einfacher gedacht, nicht so ermüdend, so aufreibend im täglichen Kampf um das Kleinste. Ueberall stieß er auf Leeren, auf harte Widerstände, wo sein weiches Herz sich zu nehmen sehnte, weil es selber noch so viel Wärme zu verschenken hatte. Oft dachte er an sein Gespräch mit Herta zurück. Sie hatte doch recht gehabt. Ohne Liebe wurde das Leben ein Fluch, kein Glück, auch nicht um noch so viel Geld!

Die Entfremdung zwischen den jungen Eheleuten steigerte sich in der Stille des Landlebens zu eisiger Kälte und Gleichgültigkeit. Ein kurzer Besuch seiner Schwiegermutter, die das ganze Haus mit ihrem Parfüm und ihrer überlauten Stimme erfüllte und ihm die vertrauten Räume unerträglich machte, brachte den jungen Gutsherrn so weit, daß er alle seine Kräfte einsetzte, um die Wirtschaft aus eigener Kraft wieder in die Höhe zu bringen. Das Geld seiner Frau, das, wie es hieß, durch glückliche Spekulationen erworben war, wurde ihm langsam verhaßt, er rührte so wenig davon an, wie ihm nur irgeid möglich war. Der leichtlebige junge Oberleutnant entwickelte sich in kurzer Zeit zum sorgenvollen, ernsten Manne, der schweigend und fremd in seinem eigenen Hause aus und ein ging.

Der einsame Winter auf dem Lande machte das Zusammenleben mit der launenhaften Frau, die sich nicht im geringsten um die Wirtschaft kümmerte, für Hans schier unleidlich. Sie unternahm häufig kurze Fahrten nach Berlin, zu ihrer Mutter, wie sie sagte, und wenn sie dann auch bessere Laune mitbrachte, so hielt sie niemals lange vor. Eines Tages erklärte sie, sie wolle nach Schierke zum Wintersport fahren.

„Herta ist mit den beiden Strachs auch da, dann hast du gleich Anschluß," sagte ihr Mann, der ihre Abreise gern sah.

„Fällt mir gerade ein! Dann gehe ich wo anders hin!" In plötzlich übler Laune trotzte sie. Sein Blick lag kalt und fest auf ihrem hübschen Puppengesicht.

„Ich habe dir die Freiheit gelassen, Lili, habe nie gefragt, was du in Berlin treibst und tust . . . mir scheint, du hast Angst vor Hertas reinen Augen?! Du trägst meinen alten Namen, nimm dich in acht!"

Seine Stimme klang hart und herrisch, so kannte sie ihn noch nicht und duckte sich. Sein Name war ihr wertvoll, er war überall solche angenehme Einführung, solch Schutz, den wollte sie sich nicht so schnell verscherzen. Mit kokettem Schmollen suchte sie ihn zu besänftigen.

„Ich tue doch nichts Unrechtes! Nur, siehst du, Herta und ich, wir sind uns, glaube ich, wenig sympathisch.

„Du kannst nur gewinnen, wenn du Herta näher kennen lernst", versetzte er kühl und machte sich von ihrem schmeichelnden Arm frei. Sie ballte die Faust hinter ihm her. „Ihr ewig Tugendreinen, ich hasse euch!"

* * *

Im Kurhaus in Schierke saß Herta im behaglich durchwärmten Wohnzimmer der alten Frau Strach und wartete am Frühstückstisch auf ihre gütige Herrin, an die sie sich in kindlicher Verehrung angeschlossen hatte. Statt ihrer trat ihr Sohn Otto Strach, Besitzer großer Braunkohlengruben bei Halle und ein Mann der Dreißig ein. Sein scharfgeschnittenes Gesicht mit den braunen Augen, die stahlhart blitzen konnten und unter einer Stirn standen, auf der das Leben seine Zeichen eingegraben hatte, leuchtete auf, als er Herta in ihrem kleidsamen, hellblauen Sportkleide erblickte.

Er küßte ihre Hand; sie errötete tief.

„Wer war das, mit dem Sie gestern abend noch in der Halle saßen?" fragte er.

„Meine Schwägerin Lili", entgegnete sie unbefangen.

„Nein, ich meine die blonde, auffallend angezogene Dame." Sie wunderte sich.

„Ja, das war sie ja, sie war ein wenig laut, sie ist sehr nervös", entschuldigte Herta und wußte nicht, warum ihr Gegenüber so nachdenklich und finster auf sie blickte.

„So," sagte er dann langsam, „das ist Ihre Schwägerin. So, so."

Dankend und ohne ein Wort darüber zu äußern, nahm er ihr die Tasse Tee aus der Hand. Dabei streiften sich ihre Finger, und Herta erglühte. Sie liebte ihn, und darum mußte sie fort, so ging das nicht länger. Der Entschluß würde ihr unendlich schwer fallen, doch es mußte sein. Nur diese kurze Frist harmloser Winterfröhlichkeit wollte sie sich selber noch gönnen. Vielleicht . . . sie wagte nie, zu Ende zu träumen!

Auf dem Sportplatz ließ er sich ihrer Schwägerin vorstellen.

„Wir kennen uns doch, Herr Strach, von Nizza her. Wissen Sie nicht mehr?"

Frau Lilis Vergißmeinnichtaugen schmachteten ihn an. Ob er noch wußte! Aber Kourage hatte sie! Beinahe hätte sie ihm imponiert. Sein Auge umfaßte ihr elegantes Persönchen unwillkürlich mit Wohlgefallen. Sie merkte ihren Erfolg . . . und beging eine Dummheit. Sie hob verstohlen ihren Finger an die Lippe, und ihr lächelnder Blick sprach deutlich: Schweige . . . und du weißt, ich bin dankbar!

Da faßte ihn ein Widerwille. Mit der da ein Geheimnis? Nur solange es sein mußte, nicht einen Tag länger. Ein fester Entschluß stieg in ihm auf, während er mit scheinbarem Vergnügen auf ihr leichtes Geplauder einging. Herta hatte das stumme Mienenspiel zwischen ihnen bemerkt. Eine eiskalte Angst griff ihr ans Herz. Waren sie beide betrogen, sie und vor allem Hans, der geliebte Bruder?

Mitten im Hochwald, weitab von der Straße, im verschneiten Dickicht lag die kleine Heuscheune, vor der sich ein Wildfütterplatz befand. Der Heuschober hatte nach vorn nur einen Lattenverschlag, damit man ungehindert das äsende Wild beobachten konnte. Herta hatte sich mit dem Förster angefreundet und oft lange reglos an diesem verschwiegensten Waldwinkel mit ihm gesessen und die stolzen Könige des Waldes bei ihrer sorglosen Mahlzeit belauscht.

Es mochte acht Tage nach jener kurzen Szene auf dem Sportplatz sein, da saß sie wieder am früh dämmernden Nachmittag tief ins Heu vergraben, und neben ihr kauerte mit düsterem Gesicht ein Mann, ihr Bruder Hans. Hastig und flüsternd sprach sie auf ihn ein, helle Tränen blinkten in ihren Augen.

„Ich wußte mir nicht zu helfen, Hans, sei doch nicht böse. Als ich die Depesche so heimlich an dich aufgab, war mir, als ob ich diesmal das Gewehr gerade auf dein Herz zielte. Da ist irgend etwas, was ich nicht verstehe. Ich verliere ja noch viel mehr, als du vielleicht. Hans, du wirst mir helfen, ja?"

Er streichelte leise ihre zitternden Hände. „Mein armes Schwesterchen! Alle Hoffnungen zum Teufel! Aber diese Heimlichkeit paßt mir nicht. Ich will ihn offen fragen, und dann . . ."

„Still! Ich höre Stimmen! Sie kommen schon. Ich hatte ja gehört, wie sie sich verabredeten."

„Ich will den Horcher spielen!" Er wollte aufstehen. Sie flehte: „Nur dies eine Mal, Hans. Sonst erfährst du vielleicht nie die Wahrheit. Er sagte: „Gut, schönste Lili, sprechen wir uns aus. So geht das nicht weiter." „Still, da sind sie!"

Sie zog ihn tiefer in das weiche Heu zurück. Knirschend fügte er sich.

Seine Frau erschien und neben ihr die hohe, straffe Gestalt von Otto Strach. Lili war sichtlich nervös. Ihr hübsches Gesicht sah blaß und verärgert aus. Vor dem Schuppen stand eine kleine Bank. Sie setzte sich, während er vor ihr stehen blieb und mit unbarmherzig hartem Ausdruck auf sie niederblickte

„Was haben Sie davon, daß Sie mir meine Vergangenheit vorhalten? Was geht es Sie an, was ich früher getan habe, wenn doch mein Mann nicht danach fragt?" Frech und böse funkelte ihr helles Auge zu ihm auf.

„Das werde ich Ihnen ganz genau sagen, liebes Kind. Ich habe nämlich die Absicht, Fräulein von Wirsen zu heiraten, und ich wünsche nicht, mit Ihnen derselben Familie anzugehören. Sie verstehen gewiß, warum . . . Marion Ducrot! nicht wahr, so hießen Sie ja wohl, als Sie damals der jugendliche Stern der Nachtlokale von Nizza waren und den dummen, grünen Otto Strach so gründlich an der Nase herumführten, Sie und Ihre saubere Frau Mama, daß er Ihnen schließlich, um Sie loszuwerden, ein kleines Vermögen auszahlte. Und damit kaufte man sich dann den anständigen Namen."

Wie Keulenhiebe fielen seine Worte auf die blonde Frau nieder. Sie fuhr zischend, wie eine Schlange, an ihm hoch.

„Also, der scheinheiligen Person, der Herta, habe ich's zu danken."

„Halt! Kein Wort weiter!"

Mit einem Satz war Hans, den die vor Aufregung zitternde Herta nicht mehr zu halten vermochte, gegen die leichte Lattentür gesprungen, die splitternd aufflog. Lili schrie auf: „Hans!"

Strach trat überrascht zurück. Hans nannte seinen Namen. Seine Stimme war fest und ruhig.

„Daß ich Sie belauscht habe, Herr Strach, dafür erbitte ich Ihre Nachsicht . . . stehe Ihnen im übrigen jederzeit sofort zur Verfügung. Vorerst nur eine Frage: War das, was Sie hier eben gesagt haben, die Wahrheit?"

„Mein Wort darauf! Ich sprach die Wahrheit!"

Hans atmete tief auf. „Dann habe ich Ihnen zu danken."

Er wandte sich der wie versteinert dasitzenden Lili zu. „Haben Sie die Güte, im Hotel abzuwarten, was mein Rechtsanwalt Ihnen mitzuteilen wird. Unsere Heirat war ein großer Irrtum von beiden Seiten. Es ist noch nicht zu spät, ihn wieder gutzumachen."

Er zog höflich den Hut und verließ sie, ohne auf ihr zorniges Schelten zu achten, mit dem sich ihre Erstarrung löste.

An der Rückseite des Schuppens kniete Otto Strach im tiefen Schnee vor der an allen Gliedern zitternden Herta. Er küßte ihre kalten Hände, die noch scheu und ungläubig an seinen Wangen lagen. Sie flüchtete sich in Hans' Arm, der zögernd nähertrat. „Schwesterherz," sagte er zärtlich, „das war zum zweitenmal eine Lebensrettung, die ich dir danke!" Und zu Strach gewandt, der sich erhoben hatte: „Wollen Sie mir wirklich dies treue, sorgende Schwesterchen fortnehmen?"

„Ich glaube, lieber Her von Wirsen," Otto Strachs Stimme bebte vor Bewegung, „es birgt Schätze, die für uns beide genug an Glück hergeben werden. Darf ich Sie nun zu meiner Mutter führen?"

Im ernsten Gespräch gingen sie durch den schweigenden Wald.

Auf dem Wege vor ihnen huschte eine hellrote Sportjacke durch das fahle Weiß des sinkenden Tages . . . und neben ihr schritt ein Herr im Pelz.

Spöttisch lachte Strach auf. Sie wird sich bald trösten!"

Herta faßte leise ihres Bruders Hand. Doch er nickte ihr zu. Sein Auge sah klar und kühl in eine hellere Zukunft.

Zwei altgriechische Gesänge

sind kürzlich auf einem Papyrus mit griechischen Noten aufgefunden worden, der in der Berliner Akademie der Wissenschaften im Sommer dieses Jahres von Prof. von Wilamowitz-Moellendorff vorgelegt und von Prof. Dr. W. Schubart besprochen ist. Der in großer, sorgfältiger Schrift geschriebene griechische Text mit Noten fand sich auf der Rückseite einer lateinischen Militärurkunde, die aus dem Jahre 156 n. Chr. stammt; man kann annehmen, daß der griechische Text einige Jahrzehnte später niedergeschrieben ist. Schubart sagt über ihn in der Mitteilung vom 27. Juni: „Wir haben Auszüge oder Proben vor uns, und der Zweck der Niederschrift liegt ersichtlich nicht im Texte, sondern in der Musik. Es sind Beispiele etwa aus einem Handbuche der Musik, vielleicht auch nur für einen bestimmten Zweck aus einem solchen Buche ausgeschrieben. Nach eingehenden Studien hat nunmehr der durch seine Bearbeitung der delphischen Hymnen und sein 1897 erschienenes „System der altgriechischen Instrumentalnotenschrift" bekannte Musikforscher Prof. Dr. Albert Thierfelder die etwas fragmentarisch gehaltenen Gesänge durch textliche Ergänzungen rekonstruiert und nach den überlieferten Gesangs- und Instrumentalnoten zwei Musikstücke geformt, die demnächst nebst wissenschaftlicher Erläuterung des Papyrus bei Breitkopf u. Härtel (Leipzig) im Druck erscheinen werden. Besonders interessant und lehrreich ist in diesen Proben klassischer Kunst die Art und Weise, wie die Alten neben dem Gesange die Melodie eines Blasinstrumentes nebenhergehen ließen und somit duettartige Kunstgebilde schufen, die von Dichtern (z. B. Horaz) ausdrücklich erwähnt werden, aber bisher noch nirgends auf Inschriften oder Pergamenturkunden aufgefunden waren. Die beiden Gesänge mit Instrumentalbegleitung betiteln sich „Paean" und „Tekmessa an der Leiche ihres Gatten Aias". Beiden Stücken ist eine einfache Harfen- bzw. Piano-Begleitung hinzugefügt, um den wertvollen, historisch außerordentlich interessanten Gesängen auch Aufführungsfähigkeit in unserer Zeit zu verleihen.